

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 19

Artikel: Herbstbeginn
Autor: Hesse, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671075>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Brücken und durch die Laternenreihen zur Stadt hinaus. Der Regen hat aufgehört, hinter einer ungeheuren Wolke, die das ganze Land bedeckt, ahnt man in wenigen Ritzen Mondlicht und schöne Nachthelle. Die Stadt verschwindet, und die Eichen an meinem Feldweg rauschen in einem

sanften frischen Winde. Und ich steige sacht die letzte Höhe hinan und betrete mein schlafendes Haus, zu den Fenstern spricht die Ulme herein. Nun mag ich gern zur Ruhe gehen und wieder eine Weile das Leben erproben und sein Spielball sein.

Vergänglichkeit.

Vom Baum des Lebens fällt
Mit Blatt um Blatt,
O taumelbunte Welt,
Wie machst du satt,
Wie machst du satt und müd,
Wie machst du trunken!
Was heut noch glüht,
Ist bald versunken.
Bald klirrt der Wind
Über mein braunes Grab,

Über das kleine Kind
Beugt sich die Mutter herab.
Ihre Augen will ich wiedersehen,
Ihr Blick ist mein Stern.
Alles andre mag gehn und verwehn,
Alles stirbt, alles stirbt gern.
Nur die ewige Mutter bleibt,
Von der wir kamen,
Ihr spielender Finger schreibt
In die flüchtige Luft unsre Namen.

H. Hesse. (Aus „Trost der Nacht“.)

Herbstbeginn.

Von Hermann Hesse.

Während vor den Fenstern eine kühle, schwarze Regennacht liegt und mit stetig leisem Rhythmus auf den Dächern tönt, tröste ich mein unzufriedenes Herz mit farbig lockenden Herbstgedanken, mit Gedanken an reine, lichtblaue, goldklare Himmel, silberne Frühnebel, an blaue Pflaumen und Trauben, rote Äpfel, goldgelbe Kürbisse, an herbstfarbige Wälder, an Kirchweih und Winzerfeste. Ich hole mir den Mörike her und lese seinen mild leuchtenden „Septembermorgen“:

Im Nebel ruhet noch die Welt,
Noch träumen Wald und Wiesen:
Bald siehst du, wenn der Schleier fällt,
Den blauen Himmel unverstellt,
Herbstkräftig die gedämpfte Welt
In warmem Golde fließen.

Leise lese ich die Verse des Meisters vor mich hin und lasse sie in mich dringen wie einen langsam geschlürften, klaren, alten, milden Edelwein. Sie sind schön und sie tun mir wohl, und der Herbst, den sie malen, ist etwas Schönes, unvergleichlich Zartes, Gefättigtes — aber ich freue mich nicht auf ihn. Er ist die einzige Jahreszeit, auf die ich mich niemals freue.

Und er ist schon da.

Es ist nicht mehr Sonne. Die Felder sind leer, auf den Matten liegt ein leichter, kühler, metallener Duft, die Nächte sind schon kühl und die Morgen neblig, und gestern war es, daß ich auf

einem schönen, fröhlichen Bergausfluge an den steilen Wiesenhängen die ersten Herbstzeitlosen fand. Seit ich sie sah, ist mein Sommerübermut gebrochen; das was für mich das Schönste im Laufe eines Jahres ist, ist wieder einmal vorüber.

Noch sind die Tage warm und die Bäume grün, man kann im See noch baden und in Hemdärmeln im Garten sitzen. Und doch ist die Höhe des Jahres überschritten, man fühlte es, noch ehe man es sah. Die letzten acht sommerlichen Tage und Nächte, für mich die köstlichsten des Jahres, tragen den Duft des Flüchtigen, rasch Vergehenden in sich, und vielleicht machte eben dieser Duft sie so schön. Diese Tage sind ein Fest, ein Abschiedsfest, und solche Feste dürfen nicht lange dauern.

O diese letzten Augusttage! Sie machen nicht fröhlich, aber sie machen dankbar, milde und nachdenklich. Man legt sich ins Emdgras und nimmt teil an der Milde und Zärtlichkeit der goldenen Stunden. Man fühlt die Reife der Jahreszeit; die ganze reife Süßigkeit des Sommers quillt weich und müde über, man fühlt sich vom stillen Glanze umgeben und man weiß zugleich, daß schon bald, viel zu bald, auf dem Wege rote Blätter liegen werden. Man schwelgt im Anblicke dieser Tage wie im Genuße einer

heißen, erregenden Musik, von der man weiß, daß sie plötzlich abbrechen wird, und wie im Genuß eines Tanzes, der uns mit sehnlischem Drängen mitreißt, während wir bei jedem enteilenden Takte sein rasch nahendes Ende fürchten. Zärtlicher und inniger ist das bräunliche Spiel der Schatten und Lichter an den Waldrändern, süßer der Regenbogenduft über dem glatten Seespiegel, die Abende sind goldener und die Sonnenuntergänge purpurner als sonst.

Vorüber, vorüber! Ein paar kühle Nächte, ein paar Regentage, ein paar dichte Morgennebel, und plötzlich hat das Land Herbstfarben bekommen. Die Luft ist spröder und durchsichtiger, das Blau des Himmels lichter geworden. Vogelwärme rauschen über die kahlen Felder und rüsten zur Wanderung; morgens liegt das erste reife Obst im nassen Gras, und die Zweige sind von den feinen, blitzenden Gespinnsten der kleinen Späthjahrspinnen bedeckt. Bald wird das Schwimmen im See und das Liegen im Gras ein Ende haben, und die Abende im Boot, die Mahlzeiten im Garten, die Waldmorgen und die Seenächte! Und draußen rinnt der zähe Regen, kühl und unerbittlich, die ganze unfreundliche Nacht. Jedes Jahr dasselbe Lied vom Herbst, vom Altwerdenmüssen, vom Sterbenmüssen! Mißmutig schließe ich das Fenster, stecke eine Zigarre an und gehe fröstelnd im Zimmer auf und ab.

Wie jedes Jahr um diese Zeit steigen wieder verlockende Reisepläne vor mir auf. Warum nicht dem Herbst entrinnen und den Winter kürzen, da es doch wärmere Länder, Eisenbahnen und Schiffe gibt? Nachdenklich hole ich den Globus und dann eine Karte von Italien her, suche den Gardasee, die Riviera, Neapel, Korsika und Sizilien. Da ließe sich die Zeit bis Weihnachten verbringen! Sonnige Felsenstrandwege am blauen Meere, laue Stunden auf süditalienischen Küstendampfern und in Fischerbarken, ernste Palmenwipfel in der tiefen Mittagsbläue ruhend! Es wäre nicht übel, immer einige Meilen vor dem Herbst her südwärts zu fahren und mitten im Winter sonnenverbrannt in die heimische Ofenbehaglichkeit heimzukehren. Die Landkarte wimmelt von schön klingenden Namen schöngelegener Städte und Dörfer, die ich noch nicht kenne und die mir Tage des Wohlseins und Schwelgens versprechen, und die ganze Reise ist, sobald ich sie auf dem Globus ausmesse, erstaunlich klein und bescheiden. Vielleicht könnte ich, der Wärme nachreisend, noch einen Aufenthalt in Afrika machen, vielleicht in Konstantine oder in Bisstra

Ramelouren unternehmen, Negermusik anhören, türkischen Kaffee trinken und den Faltenwurf an den Gewändern der Beduinen und Araberfrauen betrachten?

Wie schön solche Pläne einen leeren Abend füllen! Eine Landkarte, ein paar alte Kursbücher und ein Bleistift, wie man sich damit die Zeit vertreiben, einen Ärger vergessen und sich die Phantasie mit lauter lichten, farbigen, frohen, reizenden Vorstellungen füllen kann!

Wie jedes Jahr um diese Zeit suche ich die Karte nach warmen, köstlichen Gegenden ab, studiere die Schiffslinien und die Fahrpreise. Und wie jedesmal bleibe ich hier und reise nicht. Was mich zurückhält, ist ein sonderbares Schamgefühl. Es will mir unrecht scheinen, den rauhen Tagen zu entfliehen, nachdem ich die schönen genossen habe. Vielleicht ist es auch nur ein gesetzmäßiges Bedürfnis der Natur, daß sie nach Monaten der Wärme und Farben, nach dem Überflusse an Behagen, Schönheit und starken Eindrücken müde wird und nach Kühle, Rast und Beschränkung verlangt. Es ist nun einmal nicht das ganze Jahr Sommer, so soll man ihn auch nicht ohne Not künstlich verlängern wollen.

Ein paar unentschiedene und unzufriedene Tage, dann haben diese Erwägungen Macht gewonnen, und der Herbst beginnt mir merkwürdig lieb zu werden. Wie konnte ich ans Fortreisen denken, da ich doch von so viel Dingen, die mir lieb sind und denen ich Dank schulde, Abschied nehmen muß! Die letzten Gartenfreuden, die letzten Wiesenblumen, die Schwalben unter meinem Dache, die letzten, satt und taumelnd übers Land wehenden Schmetterlinge. Man achtet schon wieder jeden einzelnen und fürchtet, es möchte der letzte seiner Gattung sein. Auch unsere altmodischen kleinen Dampfschiffe, meine einzige Verbindung mit der Welt, werden in Bälde rar werden. Vom Oktober an kommt nur noch eines im Tag, und im tieferen Winter bleibt auch das zuweilen aus. Sie alle, Schwalbe und Feldblumen, Schmetterling und Dampfschiff, sind mir lieb und haben mir viel Freuden gebracht diesen schönen, allzu flüchtigen Sommer hindurch; ich möchte sie alle noch ein wenig halten und noch einmal recht zu eigen haben, ehe sie dahingehen. Was für ein Narr bin ich gewesen, wie viel schöne Sommerstunden bin ich trotz allem im Hause und am Büchertische gesessen, wie viele Abende und Morgenfrühen habe ich versäumt! Aha, auch ihr, ungenossene Tage, die ihr nun schöner und köstlicher scheint als alle anderen!

Über dem Abschiednehmen kommt denn auch das Neue zu Ehren, das der unwillkommene Herbst gebracht hat: silberne Nebelschleier, braune und lachend rote Farben, reisende Trauben, volle Obstkörbe, beginnende Abendunterhaltungen im Haus bei Lampenlicht, ferner wunderbare aufregend herrliche Sturmtage, an denen See und Lüfte tönen und die ganze stumme Schöpfung Stimme erhält. Jetzt kommt auch als täglicher andächtiger Genuß an jedem Vormit-

tag der spielende Kampf der Sonne mit dem Nebel, das trüb ringende Hin und Her und der feierliche königliche Sieg des Lichtes. Und wenn der Oktober und die Weinlese kommt, wollen wir uns einen Tag und einen Taler nicht reuen lassen und bei einem großen Krug vom Neuen dankbar der vielen unverdienten Freuden und ungesucht gefundenen Genüsse denken, die das alternde Jahr uns gebracht hat.

Himmlisches Feuerwerk.

Neue Forschungsergebnisse über das Gewitter. — Der enträtselte Blitzschlag.

Wenn sich nach einem schönen warmen Sommertag plötzlich der Himmel verfinstert und das erste fahle Aufleuchten über einer schwarzen Wolkenwand das Gewitter ankündigt, dann hätten wir manchmal gern einen Meteorologen zur Verfügung, um einige Fragen an ihn zu richten. Wie eigentlich ein Gewitter entsteht, möchten wir wissen, welche Energie die Blitze wohl haben mögen, und Herr Müller, der ein Auto besitzt, interessiert sich sehr dafür, ob man bei Gewitter weiterfahren oder etwa anhalten soll. Die Wissenschaft, gründlich wie sie ist, hat sich mit diesen und manchen anderen hierher gehörigen Fragen, namentlich in letzter Zeit sehr eingehend beschäftigt; der nachstehende Artikel gibt einen Bericht über einige besonders wichtige Ergebnisse der neuesten Untersuchungen auf diesem Gebiet.

Wie entsteht ein Gewitter?

Wir müssen zunächst bescheidenerweise zugeben, daß noch kein Meteorologe wirklich ganz genau weiß, wie eigentlich ein Gewitter entsteht. Immerhin läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß der wichtigste Vorgang bei der Gewitterbildung das Auftreten von Wolken ist, und daß in diesen Wolken große Elektrizitätsmengen aufgespeichert sind. Das ist selbstverständlich, wird vielleicht mancher sagen — aber ganz so selbstverständlich ist es durchaus nicht. Wenn die Wolken sozusagen Elektrizitätsspeicher sind — warum gibt es dann Gewitter fast ausschließlich im Sommer? Diese Frage ist vorläufig noch nicht restlos geklärt, während das Entstehen der Elektrizität in den Wolken mit ziemlicher Sicherheit auf das Zusammenfließen der Tropfen zurückzuführen ist. Der deutsche Physiker Lenard hat nämlich nachgewiesen, daß beim Zusammenfließen von Tropfen diese eine elektrische Ladung erhalten — und zwar eine Ladung, die sich entgegengesetzt zu der Ladung der umgebenden Luft verhält. Auf diese Weise dürfte wohl also bei der durch den Wind beschleunigten Zusammenballung der Wolken die Gewitterelektrizität hauptsächlich zustande kommen.

Warum aber ist die Gewitterhäufigkeit in den

verschiedenen Teilen der Erde so verschieden, warum gibt es beispielsweise in Nordeuropa durchschnittlich nur 11 Gewitter im Jahre, in Tegernsee aber 30 — und in Java 167? Der Erforschung dieser Fragen widmet sich namentlich die Schweizer Meteorologie, da die Schweiz besonders häufig von Gewittern heimgesucht wird. Auf Grund langjähriger Beobachtungen glauben die Meteorologen jetzt regelrechte „Gewitterstraßen“ festlegen zu können. Eine solche Gewitterstraße wurde beispielsweise für die Nordostschweiz vom Jura bis zum Säntismassiv festgestellt. Wie gewitterreich gerade dieses Gebiet ist, zeigt die Tatsache, daß die seit den achtziger Jahren bestehende Station auf dem Säntis bereits vielhundertmal vom Blitz getroffen worden ist.

Blitz-Zahlen.

Die Statistik lehrt, daß in Deutschland pro Jahr durchschnittlich 7000 zündende Blitze vorkommen, also eine recht beträchtliche Zahl. Von diesen Blitzschlägen betreffen 92 Prozent ländliche Gebäude — wir werden später sehen, worauf diese Tatsache zurückzuführen ist. Blitzeinschläge in der Stadt sind also verhältnismäßig selten, auch die Besitzer von Hochantennen auf städtischen Häusern brauchen keine Angst zu haben, da nach der Statistik auf 10 000 Radioantennen — die hoffentlich bei Gewitter alle gerdet sind! — noch nicht einmal ein einziger Blitzschlag pro Jahr entfällt. Daß einzelstehende Bäume und überhaupt alle Erhebungen über das Gelände bei Gewitter zu meiden sind, wissen wir alle; ob die Buchen wirklich, wie das Sprichwort behauptet, weniger blitzgefährlich sind als die Eichen, darüber hat uns weder die Statistik noch die sonstige Forschung bisher endgültige Aufklärung geben können. Es scheint am besten zu sein, wenn man sich bei Gewitter weder unter eine Eiche noch unter eine Buche stellt!